

Aus Lust am Spiel



Die luxemburgische Komponistin **Albena Petrovic** hat ihre ganz eigene Sprache gefunden.

Von Arnt Cobbers



Foto: s. Kaupo Kikkas

Dass ein Tapetenwechsel hilft, um auf neue Gedanken zu kommen, bestätigt sich immer wieder. Die aus Sofia stammende Albena Petrovic musste erst nach Luxemburg kommen, um wieder einen Sinn im Komponieren zu finden. Mit einer ganz eigenen Musiksprache hat sie sich inzwischen längst international einen Namen gemacht. Auf dem Balkon ihres Hauses am Stadtrand von Luxemburg gab sie, herzlich und unprätentiös, über ihr Schaffen Auskunft. Währenddessen heizte ihr luxemburgischer Mann den Grill vor. Anschließend gab es noch ein Gläschen luxemburgischen Sekt.

Frau Petrovic, es gibt schon so viel Musik auf der Welt. Warum komponieren Sie?

Diese Frage habe ich mir auch gestellt, und genau deshalb habe ich nach meinem Studium aufgehört zu komponieren. Ich fand, meine Musik klang nach Schostakowitsch. Warum sollte ich mehr davon schreiben? Sieben Jahre lang habe ich nichts komponiert und mir meinen Lebensunterhalt als Pianistin verdient. Ich bin durch Europa gereist und habe in Hotels gespielt, Gershwin, Jazz, die ganzen Bar-Standards. Angefangen habe ich wieder, als ich nach Luxemburg gekommen war. Ich hatte wieder etwas zu sagen und versuchte es nochmal mit dem Komponieren. Und tatsächlich fand ich eine neue Sprache.

Die allermeisten klassischen Musiker spielen die Musik anderer Menschen.

Aber manche Menschen wollen sich nicht immer wiederholen. Das steckt in einem drin. Ich habe Schüler, die nicht zweimal dasselbe spielen wollen und irgendwann anfangen zu improvisieren. Improvisieren ist noch nicht komponieren, aber es ist ein Weg, etwas Neues zu sagen.

Wann haben Sie angefangen?

Ich habe sehr spät angefangen, Klavier zu lernen: mit neun Jahren. Und habe dann auch sofort komponiert. Ich habe die Musik wirklich aufgeschrieben, weil ich sie sonst vergesse. Das ist bis heute so. Deshalb habe ich mich auch immer so wohl gefühlt in der Unterhaltungsmusik, weil man da nicht strikt spielen muss, was notiert ist. Man nimmt die Melodie und improvisiert, das fällt mir viel leichter. Ich habe auch Gedichte geschrieben und Kreuzworträtsel gebaut, als ich jung war. Die habe ich dann an Zeitungen geschickt. So koche ich auch: Ich lese mir das Rezept durch und fange an und improvisiere. Dieses Spielerische ist einfach meine Natur.

Komponieren Sie jeden Tag?

Nein. Und seit wir eingeschlossen waren wegen Corona, habe ich keine einzige Note komponiert. Es gibt Phasen, wo ich jeden Tag komponiere. Aber Corona hat mich irgendwie deprimiert. Ich habe viele Konzerte verloren, eine Opernpremiere und eine weitere Inszenierung. Außerdem musste ich mich um unseren Kompositionswettbewerb „Artistes en Herbe“ kümmern, das war auch viel Arbeit.

Wenn Sie jemanden außerhalb des Musikbetriebs kennenlernen und sagen, Sie sind Komponistin, kommt doch sicherlich die Frage: Was für eine Musik komponieren Sie denn?

Ich sage immer: Ich bin Pianistin. (lacht) Aber wenn ich meine Musik der letzten Jahre charakterisieren sollte, würde ich sagen: Sie ist postmodern – mit allen Schwierigkeiten dieses Begriffs. Sie ist etwas minimalistisch, etwas vom Jazz beeinflusst, und gerade in den letzten Jahren suche ich nach neuen Klängen, neuen Instrumenten. Zuletzt habe ich diese kleinen Plastik-Entchen eingesetzt. Das gibt einen

„Musik existiert nicht einfach. Man muss sie erschaffen.“

schönen Effekt, wenn in der Oper zehn Musiker im Dunkeln Plastik-Entchen quietschen lassen. Ich suche überall nach neuen Klängen.

Die Stücke auf Ihrer neuen CD „Bridges of Love“ sind aus Namen entwickelt, aus denen der Interpreten oder eines auch aus dem Wort „Romeo“.

Ich finde es schön, wenn ein Interpret ein Stück bei mir in Auftrag

gibt, und auf diese Weise werden es sehr persönliche Stücke. Das kommt aus der Bewegung der „neuen Einfachheit“.

Man muss sein Material beschränken, um die Musik wiedererkennbar zu machen. Kurtág zum Beispiel ist ein Meister

dieser Beschränkung. Es klingt präntiös, aber ich möchte nicht, dass meine Musik beliebig wirkt. Auf der neuen CD sind ja auch Stücke, die nur auf einer Note aufgebaut sind. Das hört man aber nicht, das ist eine Art Spiel. Wenn ich Opern oder Lieder komponiere, schreibe ich anders. Aber immer geht es mir darum, wiedererkennbar zu sein. Aus der Beschränkung entsteht die Intensität.

Komponieren Sie am Klavier?

Nicht mehr. Wenn man am Klavier sitzt, sind es doch immer die Finger, die komponieren. Ich komponiere ohne Instrument, und meist nachts.

Eher intuitiv oder konstruieren Sie Ihre Stücke?

Intuitives Komponieren wird eher improvisatorisch. Und dann wird es oft ähnlich wie etwas, was man schon komponiert hat.

Fühlen Sie die Verpflichtung, mit jedem Stück etwas Neues zu schaffen? Ich glaube, Bach und Mozart wollten einfach nur gute Musik schreiben.

Das stimmt, auf den ersten Blick könnte man meinen, die Genies der Vergangenheit hätten alle nur jeweils

ein Stück komponiert. Man erkennt sie sofort. Meine Musik soll zumindest eigenständig klingen und nicht wie die meiner Kollegen. Das Ego der Komponisten ist heutzutage sehr groß. Aber um zu überleben, muss man seine Identität behalten. Das war ja der Grund, warum ich damals aufgehört habe. Meine Musik klang nach Schostakowitsch, nicht nach mir.

Einojuhani Rautavaara ...

Ah, auch ein Genie!

...hat gesagt, er fühle sich wie eine Hebamme, die Musik entwickle sich von allein.

Ja, manchmal kommt es einfach und geht immer weiter. Am Anfang meine ich die gesamte Konstruktion zu sehen, und dann entwickelt es sich. Und dann ist es schwer aufzuhören. (*lacht*)

Was ist das Schönste am Komponieren? Die Arbeit oder hinterher die eigene Musik zu hören?

Wenn es gut geworden ist, bin ich glücklich. Aber wenn ich im Saal sitze, höre ich gar nicht richtig zu, weil ich so aufgeregt bin. Bei Premieren fühle ich mich manchmal einem Herzinfarkt nahe. (*lacht*) Aber ich kann mir nicht vorstellen, nicht mehr zu komponieren.

Treten Sie noch als Pianistin auf?

Nein. Ich habe klassisches Klavier studiert, aber danach nur noch Unterhaltungsmusik gemacht. Das ist für eine klassische Komponistin ungewöhnlich, aber ich liebe diese Musik, die Jazz-Standards, Scott Joplin, die Beatles. Heute unterrichte ich nur noch.

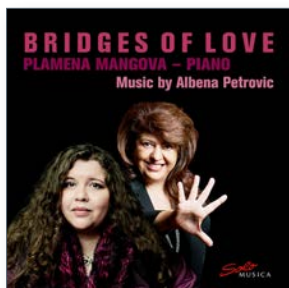
Ich höre nichts Bulgarisches in Ihrer Musik.

Oh, es stecken viele bulgarische Elemente in meiner Musik, die Rhythmen, die Modi, die Melodien. Aber ich versuche, sie nicht zu direkt zu zeigen. Ich nehme mir nur einzelne Elemente heraus.

Aktuelle CD

Petrovic:

Bridges of Love.
Klaviermusik;
Plamena Mangova (2019);
Solo Musica



Wäre es richtig, Sie als bulgarisch-luxemburgische Komponistin zu bezeichnen?

Ich bin von Geburt Bulgarin, aber ich bin eine luxemburgische Komponistin. Ich bin seit 24 Jahren hier, habe hier meinen Ehemann, bin luxemburgische Staatsbürgerin, Luxemburg hat mir sehr geholfen in meiner Entwicklung. Und ich werde ganz sicher nicht nach Bulgarien zurückgehen. Ich habe noch viele Kontakte dorthin, aber man akzeptiert dort, dass ich jetzt Luxemburgerin bin.

Wie sind Sie überhaupt nach Luxemburg gekommen?

Ich bin hergekommen, um in einer Hotelbar Klavier zu spielen. Ich hatte Bulgarien verlassen wegen der politischen und der finanziellen Krise und war in ganz Europa unterwegs. Ich hatte sogar überlegt, nach Los Angeles zu gehen. Aber dann bin ich hiergeblieben.

Warum haben Sie dann hier nochmal studiert?

In Bulgarien haben wir sehr klassisch Komponieren gelernt: Wie schreibt man eine Fuge, eine Sonate, wie schreibt man im Stil der alten Komponisten? Und dann haben wir noch ein wenig über Dodekaphonie gelernt – zur Abschreckung. Das war schreckliche, kapitalistische Dehumanisierung der Musik. Als ich nach Luxemburg kam, wollte ich mehr über Neue Musik erfahren. Ich habe bei Claude Lenners studiert, dem wichtigsten luxemburgischen Komponisten, und alle Techniken des 20. Jahrhunderts gelernt. Ich habe mich auf die Suche nach neuen Wegen gegeben und dann auch meine Sprache gefunden, um Neues zu sagen.

Schreiben Sie vor allem Auftragswerke oder komponieren Sie aus innerem Antrieb?

Keiner gibt einem einen Auftrag zu einer Oper, die waren meine Idee. Meine erste Oper zu realisieren hat fünf

Jahre gedauert. Die Aufführung war im Dunkeln, in den Kasematten, und das war so wunderbar, dass ich sofort entschieden habe, weiter Opern zu schreiben. Aber die irgendwo unterzubringen, ist enorm schwer. Die Opernhäuser sind Museen geworden. Auch in den Sinfonieorchestern wird es immer schwieriger, neue Musik unterzubringen. Für großbesetzte Werke bekommt man sehr selten Aufträge.

Setzen Aufträge einen nicht sehr unter Zeitdruck?

Nein, das Problem haben wohl nur die ganz großen Namen, die viele Kompositionsaufträge bekommen.

Letztes Jahr hatte ich einen Auftrag fürs Festival Rainy Days, den bekam ich im April, und fertig sein musste das Werk im November, das war genug Zeit. Gerade habe ich wieder einen Auftrag vom Kulturministerium bekommen, und das Ensemble, das das Werk aufführen wird, hat mich gebeten, etwas Jazz-Inspiriertes zu schreiben. Darüber bin ich nicht glücklich, ich möchte etwas in meiner eigenen Sprache schreiben. Mal sehen, wie ich mich aus der Affäre ziehe.

Komponieren Sie in allen Genres?

Ja, ich habe schon vier Opern komponiert, die fünfte ist unterwegs, sinfonische Werke und Instrumentalkonzerte, sogar eines für Tuba und Orchester. Das Einzige, was ich nicht komponiere, ist Orgelmusik. Ich kenne das Instrument nicht gut genug.

Zum Schluss noch ein Wort zum Kompositionswettbewerb, den Sie 2010 gegründet haben.

Er richtet sich an Kinder und ist der einzige internationale Wettbewerb seiner Art. Viele Kinder in der ganzen Welt komponieren, wir haben auch



viele Teilnehmer aus Deutschland. Wir machen ihn alle zwei Jahre, der nächste ist 2022. Das Abschlusskonzert dieses Jahr mussten wir leider verlegen – auf den 30. Januar 2021. Es gibt drei Altersgruppen und in jeder Gruppe drei Preise, außerdem zeichnen wir eine Komposition eines Erwachsenen aus, hinter der eine pädagogische Idee steht.

Wie kamen Sie auf die Idee?

Unter meinen Klavierschülern sind einige, die komponieren. Und bei meinem Lehrerkollegen nicht. Die fragten mich: Wie kann das sein, dass deine Schüler komponieren? Die Antwort ist einfach: Sie imitieren mich. Sie sagen: Meine Lehrerin ist Komponistin, also komponiere ich auch. Und die meisten waren tatsächlich Mädchen. Das heißt: Man muss ein Vorbild sein. Man muss Kindern die Welt öffnen und zeigen, dass Musik nicht einfach existiert – man muss sie erschaffen. Einige unserer Preisträger sind inzwischen erwachsen und komponieren weiter. Vielleicht wären sie auch ohne den Wettbewerb Komponisten geworden. Aber ich hoffe, es hat ihnen geholfen. ■